

218  
1/2

# André Gide

Zu seinem 60. Geburtstag.  
Von Hans Walther.

Die wesentlichen Schriftsteller des heutigen Frankreich, selbst die anscheinend revolutionären, zeigen in ihrem Werk die überlieferten Elemente des auf Klarheit und Universalität gerichteten rationalistischen Geistes in irgend einer, nicht selten verbräunten oder verstaubten Form. Dies gilt in besonderem Maße von André Gide, der aufwuchs in der vererbenden Strömung der Romantik, in der fremde Einflüsse, zum Beispiel Shakespeare und die Standinavier, dominierten, die dann bald verfielen und einer nationalen, im Lande beschlossenen Dichtung wichen.

Schon in seinen ersten ideologischen Romanen rückt er sichtlich ab von den unaufrichtigen Gesten eines Maurice Barres und protestiert — es sind nun mehr als dreißig Jahre her — gegen die unfruchtbare Primitivität dieses Pseudo-Nationalismus; dies ist dem jungen Gide besonders hoch anzurechnen, wenn man bedenkt, daß er nicht aus dem immergrünen Paris der internationalen Romane, sondern als Komödientheaterautor, sondern aus dem eingeheilten Protestantismus der Normandie. Diefem sind allerdings auch die schweu Bedenklichkeit den Realitäten des Daseins gegenüber, die reformatorischen Züge seiner kritischen Arbeiten und nicht zuletzt seine fast schroffe Abwehr aller Ehren und Würden zuzuschreiben.

So ist es nicht verwunderlich, daß er erst seit wenigen Jahren weiteren Kreisen bekannt wird. Einer der frühesten Hinweise auf die künstlerische Bedeutung des Wortes von André Gide stammt von Rainer Maria Rilke, der auch Gides dialogisierte Legende „Die Rückkehr des Verlorenen Sohnes“ in ein edles, unsentimentales Deutsch übertragen hat. Das schmale, bühnenferne Wortchen ist gewissermaßen der Kommentar zur Wesensart André Gides, der die Legende sichtlich nicht für die große, „ach, so laute“ Bühne gedacht hat, denn in seinem großen Roman „Die Falschmünzer“ sagt er selbst: „Die Ideen urripierten bei mir den Platz der Personen.“ Was ta der Heimgekehrte draußen in der Welt: Er wechelte das väterliche Zehrgeld „in Ergößen um, die Wahregeln ins Spielende, die Reuschheit in Singen und das strenge Leben in Sehnsucht“. Der Vater nimmt ihn, der „bei den Winden“ schlief und nur aus Hunger und Entbehrung heimfindet, freudig, ohne Vorwurf wieder out, während der ältere Bruder, der Wahrer der traditionellen, gesellschaftlichen Ordnung, ihn verurteilt. Der Verlorene wird bleiben, füügen, ... Tradition hüllen und der Mutter beistehen, wenn der jüngere Bruder, an seiner damaligen Sehnsucht krank, aus dem Hause geht; und er wird ihn nicht warnen vor den Schrecken des Entbehrens und der weglofen Meite, er wünscht ihm: „Mögeft du nicht wiederkommen!“ Denn er erfuhr, daß nur das wechselvolle, gefahrenumwitterte Dasein die seelischen Kräfte wach erhalte und in fähiger Bereitschaft.

André Gide ist nicht nur Erzähler, sondern auch, und zwar in des Wortes bester Bedeutung, Moralist, und die beiden Tropen, die ihm diesen Weg wiesen, sind Oskar Wilde und Friedrich Nietzsche; von dem letztgenannten, den er im Urteil las und liebt, sagte er einmal in einem Gespräch: „Nietzsche hat eine königliche Strafe dort gebahnt, wo ich nur einen schmalen Pfad hätte anlegen können. Er hat mich nicht „beeinflusst“, er hat mir geholfen.“

Weshalb Motive wie in der Legende vom Verlorenen Sohn finden sich in dem von Ferdinand Hardeckopf mustergetreu übertragenen Roman „Die Falschmünzer“, erschienen in der deutschen Gesamtausgabe der Werke André Gides in der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart. Hier zeichnet Gide einen jungen Unmühtigen, der den Eltern davonläuft, Handtaschen stiehlt, Briefe erbricht, weiß jedoch faulenz, und es schließlich doch noch zu etwas bringt, während er aus den Altersgenossen des „höfen Bernard“, den Produkten einer konventionellen Moral und puritanischen Erziehung, nichts als Wahnschläpen und Zwitter werden läßt, die mit leeren Paradoxen, abgebrauchter Ironie, kurz, mit „falschen Münzen“ handeln.

Der Verfasser ist mit dem Onkel Eduard identisch; dieser Onkel, der Autor der „Falschmünzer“, läßt die einzelnen Romankapitel mit Tagebuchstellen abwechseln und kommentiert sich so in bequemer Weise selbst; gleichzeitig bricht er allen kritischen Ausstellungen die Spitze ab. Sein „reiner Roman“ verzichtet auf Personenbeschreibung, ihn interessieren „die Ideen mehr als die Menschen“, er möchte ein Werk schreiben, das „an nichts erinnert, das bisher geschrieben worden ist“. An diesen Eigenwilligkeiten leidet natürlich die innere Geschlossenheit des Romans, die wir seit Dostojewski, Balzac und Flaubert von einem guten Prosawerk erwarten.

Das „Tagebuch der Falschmünzer“ enthält ausschließliche Selbstbekenntnisse seines künstlerischen Schaffens, aber das großangelegte Werk „Stirb und werde“ ist Gides autobiographisches Hauptwerk, ist der Schlüssel zu seinem Wesen und Wollen. Allerdings muß man, wie auch in dem Tagebuch, zwischen den Zeilen zu lesen verstehen. „Uebrigens weiß ich, wie sehr ich mir schade, indem ich dies und das Folgende mitteile“, schreibt er gleich zu Anfang, „ich sehe voraus, wie man es gegen mich ausbeuten kann. Aber meine Erzählung will wahrhaftig sein und nichts anderes. Nehmen wir an“, bemerkt er mit echt latinisch spöttischer Heiterkeit, „ich schreibe, um Ruhe zu tun“. Aus dem fanatischen Wahrheitswillen heraus gehen seine Selbstbekenntnisse manchmal bis an die Grenze von Selbstbezüglichungen. Er bleibt eben seinen einmal gefassten Vorlesungen treu, die er von Bernard (dem Onkel Eduard gegenüber) formulieren läßt: „Man muß sein Geheh in sich selber finden. Das Ziel muß lauten: Verwirklichung des eigenen Wesens... Es ist gut, der eigenen Linie zu folgen: unter der einzigen Voraussetzung, daß diese Linie eine aufsteigende sei“.

Das erstrebt und erreicht zu haben, darf André Gide wohl von sich sagen. Sein Werk, das bisher etwa fünfzehn Bände umfaßt, bringt immer wieder den wahren französischen Geist zum Ausdruck, wie wir ihn in geschichtlicher Perspektive sehen, gestaltet aus dem Quell seines innersten Lebens.

## Idee und Ironie.

Von

J. E. Porchy.

Äußere Tatsachen aus dem Leben André Gides sind kaum bekannt. Seine Geschichte ist die Geschichte seiner Bücher, und seine Bücher haben etwas Wurzelloses und Heimatloses. Sie vertragen einen kunterregten, geistig elektrifizierten Menschen dem der Zwang des kalvinistischen Glaubens die Jugend verunkelt, und der unter der Schamheit und Nüchternheit des beruflichen Lebens durchdringt, so stark ist, daß er oft vor Verzweiflung die Vorhänge zerrißt oder die Scheiben zerbricht, nur um eine nutzlose und zweifelhafte Abwechslung in sein zweckvolles und zweckloses Dasein zu bringen. Und er fand: das einzige, was das Leben lebenswert macht, ist das, was zwecklos ist. Nur das zwecklose Tun erhebt uns über das Tier, während alles zweckdienliche Tun den Menschen in uns verflaut und erniedert. Gides Leben war ein Sehnen nach Schönheit, und er war dem wirklichen Leben, wie wir alle es nun einmal leben müssen, jenseits, weil es häßlich war und voll alberner, inselstarrer Zwecke und Ziele. Darum ist er etwas klutecr und überaus zart. Eingelassen in überkommene Anschauungen, strebte er über sich hinaus nach geistiger Unabhängigkeit. Nietzsche erst gab ihm die Empörung gegen die angeborene geistige Verfassung, gegen alle Notat, gegen die Verfassungen der Sinne. Seit seiner Befreiung durch Nietzsche gibt es für Gide nur noch eine Ladung: die Idee! Er vermüht zwar die bitteren Nächte, die nur dem Gedanken geweiht sind, denn der denkende Mensch sieht sich um alle Lebensirrede gebracht. Er nennt zwar selber